

JENNIFER L.  
ARMENTROUT

*Wicked*

ROMAN

EINE LIEBE  
ZWISCHEN LICHT  
UND DUNKELHEIT

HEYNE <

# Inhalt

1. [1](#)
2. [2](#)
3. [3](#)
4. [4](#)
5. [5](#)
6. [6](#)
7. [7](#)
8. [8](#)
9. [9](#)
10. [10](#)
11. [11](#)
12. [12](#)
13. [13](#)
14. [14](#)
15. [15](#)
16. [16](#)
17. [17](#)
18. [18](#)
19. [19](#)
20. [20](#)
21. [21](#)
22. [22](#)
23. [23](#)
24. [DANKSAGUNG](#)
25. [Wicked-Reihe](#)
26. [Newsletter-Anmeldung](#)

JENNIFER L.  
ARMENTROUT

*Wicked*

EINE LIEBE ZWISCHEN  
LICHT UND DUNKELHEIT

BAND 1

Roman

Aus dem Amerikanischen übersetzt  
von Michaela Link

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

### *Das Buch*

Auf den ersten Blick scheint die einundzwanzigjährige Ivy Morgan eine ganz normale junge Frau zu sein: sie genießt das Studentenleben in New Orleans, liebt Beignets und süßen Eistee und ist nach dem Verlust ihrer ersten großen Liebe überzeugter Single. Im Geheimen jedoch gehört Ivy einem uralten Orden an, der die Menschen vor dunklen Wesen aus der Anderwelt beschützt, und so tauscht sie regelmäßig ihren Laptop gegen einen spitzen Eisenpflock ein und macht Jagd auf die Fae, die durch die Viertel der Stadt streifen und Menschen töten. Als Ivy eines Tages selbst von einem außergewöhnlichen Fae angegriffen und verletzt wird, will ihr niemand aus dem Orden glauben, dass etwas mit dem Fae nicht stimmte. Außer Ren Owens, der Neue in ihren Reihen. Ren ist attraktiv, arrogant und er flirtet schamlos mit Ivy – alles Dinge, die dieser gehörig auf die Nerven gehen. Aber er ist auch so verdammt sexy, dass sie ihm schon bald nicht mehr widerstehen kann. Als sich die Zeichen mehren, dass die Fae einen Angriff auf den Orden planen, gehen die beiden gemeinsam auf die Jagd. Noch ahnt Ivy nicht, dass Ren ein Geheimnis vor ihr verbirgt, das alles verändern wird ...

Jennifer L. Armentrouts aufregende *Wicked*-Serie:

Erster Band: *Wicked*

Zweiter Band: *Torn*

Dritter Band: *Brave*

### *Die Autorin*

Jennifer L. Armentrout wurde 1980 in Martinsburg, West Virginia, geboren und zählt zu den erfolgreichsten Autorinnen der USA. Mit ihren Romanen – fantastische, realistische und romantische Geschichten für Jugendliche und Erwachsene – stürmt sie regelmäßig die nationalen und internationalen Bestsellerlisten. Wenn sie nicht gerade schreibt, frönt Jennifer L. Armentrout ihrer Leidenschaft für schlechte Zombiefilme. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und ihren beiden Hunden in West Virginia.

Mehr zu Jennifer L. Armentrout und ihren Romanen erfahren Sie auf:

[www.jenniferlarmentrout.com](http://www.jenniferlarmentrout.com)

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
WICKED

Redaktion: Martina Vogl  
Copyright © 2014 by Jennifer L. Armentrout  
Copyright © 2018 der deutschsprachigen Ausgabe und der Übersetzung by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Umschlaggestaltung: DAS ILLUSTRAT, München, unter Verwendung eines Motivs von Irina Simkina / Shutterstock  
Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenbach

ISBN 978-3-641-23240-5  
V003

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*Dieses Buch ist für dich, den Leser.  
Ohne dich wäre dieses Buch nicht möglich.  
Nichts von alledem wäre möglich.*

Mir lief der Schweiß von der Stirn, und Strähnen meines roten Haars klebten mir feucht im Nacken. Meine Beine fühlten sich an, als säße ich in einer Sauna, und zwischen meinen Brüsten rann ein steter Strom hinab. Ich hatte einen Punkt erreicht, an dem mir erfahrungsgemäß nur noch eines half: jemanden zu verprügeln. Oder ihn vor eine Straßenbahn zu stoßen.

In dieser klebrig-feuchten Hitze kam New Orleans mir vor wie einer der sieben Kreise der Hölle und der Außenbereich des *Palace Cafés* wie die Höllenpforte. Oder das Wartezimmer.

Ein fetter Schweißtropfen fiel mir von der Nasenspitze, klatschte auf den Text zu meinem Philosophiekurs, *Der Mensch als Person*, und hinterließ mitten in einem Absatz einen kleinen, nassen Kreis. Durch den salzigen Schweiß, der mir in den Augen brannte, konnte ich ohnehin kaum noch lesen.

Also schweiften meine Gedanken ab. Sollte es nicht besser heißen: *Der Mensch als eine Person*? Mit etwas mehr individuellem Spielraum? Etwas weniger Respekt und Würde vielleicht, etwas mehr Leidenschaft zum Beispiel in meinem Fall? Aber nein, so funktionierte es an der Loyola nicht.

Der kleine Café-Tisch wackelte, als jemand einen großen Becher Kaffee mit Eiswürfeln direkt vor mein Buch knallte. »Für dich!«

Ich spähte über den Rand meiner Sonnenbrille, und mir lief das Wasser im Mund zusammen, als wäre ich einer von Pawlows Hunden. Valerie Adrioux plumpste auf den Stuhl mir gegenüber, ohne meinen Kaffee loszulassen. Dank ihrer spanischen und afrikanischen Wurzeln hatte Val einen wunderschönen Teint, ein kräftiges, makelloses Braun. Und in ihren Klamotten, stets in leuchtenden Orange-, Blau- und Pinktönen und in jeder anderen verdammten Farbe des Regenbogens,

sah sie einfach *umwerfend* aus.

Heute zum Beispiel trug sie ein orangefarbenes, weites Neckholder-Top, das jede Schwerekraft zu verleugnen schien, eine purpurfarbene Kette und einen türkisfarbenen Bauernrock. Sie sah aus, als wäre sie gerade einem Katalog für Sommermode entstieg. Wenn ich eine andere Farbe trug als Schwarz, Hellbraun oder Grau, sah ich aus, als wäre ich einer Irrenanstalt entsprungen.

Ich richtete mich auf, ignorierte die Tatsache, dass meine Oberschenkel am Stuhl festklebten, und griff gierig nach dem eiskalten Kaffee. »Gib her.«

Sie zog eine Braue hoch. In der Sonne hatte Vals Haar einen kastanienbraunen Schimmer. Hübsch. Meins sah aus wie ein Feuerwehrauto. Furchterregend. Ganz gleich, wie hoch die Luftfeuchtigkeit war, ihr Kopf voller Korkenzieherlocken sah immer toll aus. Wiederum, hübsch. Zwischen April und November gaben meine Locken jede Anstrengung auf und verwandelten sich in krisselige Wellen. Wiederum, höllisch furchterregend.

Manchmal wünschte ich, ich könnte Val hassen.

»Hast du dem nichts hinzuzufügen?«, fragte sie.

Jetzt zum Beispiel.

»Gib her ... meine Teuerste?«, ergänzte ich.

Sie grinste. »Versuch's noch mal.«

»Vielen Dank?« Meine Finger zappelten ungeduldig in Richtung Kaffee.

Sie schüttelte den Kopf.

Ich ließ mit einem müden Seufzer die Hände in den Schoß sinken. »Kannst du mir einen Tipp geben, was du hören willst? Eine Runde *Heiß und Kalt* spielen oder so was?«

»Sonst immer gern, aber heute passe ich.« Sie hob den Kaffee hoch und lächelte mich breit an. »Die korrekte Antwort lautet: ›Ich liebe dich so sehr dafür, dass du mir eiskalten Kaffee bringst, dass ich alles für dich tun würde.« Sie wackelte mit den Augenbrauen. »Ja, das

klings in etwa richtig.«

Lachend lehnte ich mich zurück, streckte die Beine aus und legte sie auf den freien Stuhl neben mir. Wahrscheinlich schwitzte ich deshalb so, weil ich kniehohe Schnürstiefel trug, in denen es ungefähr hundert Grad heiß war. Aber ich hatte heute Abend Dienst, und Flipflops eigneten sich weder, um meinen Job zu erledigen, noch, um die Dinge darin zu verstecken, die ich dafür brauchte. »Du weißt, dass ich dir einfach in den Hintern treten und mir den Kaffee nehmen könnte, ja?«

Val schob die Unterlippe vor. »Das ist nicht nett, Ivy.«

Ich grinste sie an. »Aber wahr. Ich könnte deinen Hintern mit einem Ninja-Tritt die ganze Canal Street hinauf- und hinunterbefördern.«

»Vielleicht, aber du würdest so was niemals tun, weil ich deine allerbeste Freundin auf der ganzen Welt bin«, entgegnete sie nun ihrerseits mit einem breiten Grinsen, und sie hatte recht. »Okay. Was ich will, ist keine große Sache.« Sie zog sich den Strohhalm, der aus dem Kaffee ragte, etwas näher an den Mund, und ich stöhnte. »Gar keine große Sache.«

»Was willst du?« Mein zweites Stöhnen ging im Lärmen der Passanten und Jaulen von Sirenen unter, die höchstwahrscheinlich zum Quarter unterwegs waren.

Val zog eine Schulter hoch. »Ich habe am Samstagabend ein Date – ein heißes Date. Na ja, hoffentlich ein heißes Date, aber David hat mich eingeteilt, das Quarter zu beackern, also ...?«

»Also, lass mich raten.« Ich drapierte die Arme über die Rückenlehne meines Stuhls. Nicht die bequemste Position, aber sie half mir, mich auszulüften. »Du willst, dass ich deine Schicht im Quarter übernehme ... an einem Samstagabend? Im September? Mitten in der Touristenhölle?«

Sie nickte enthusiastisch. »Bitte. Bittebittebitte?« Sie schüttelte den Becher mit dem kalten Kaffee, und die Eiswürfel darin klirrten verlockend. »Bitte?«

Mein Blick wanderte von ihrem hoffnungsvollen Gesicht zum Kaffee

und blieb dort haften. »Klar. Warum nicht? Ich hab schließlich kein heißes Date.«

»Yippie!« Sie stieß die Hand mit dem Kaffeebecher vor, und ich pflückte ihn eine halbe Sekunde, bevor sie ihn fallen ließ, aus der Luft. Einen Moment später schlürfte ich glücklich vor mich hin, ganz und gar in einen kühlen Koffeinhimmel versetzt.

»Weißt du«, sagte Val und stützte die Ellbogen auf den Tisch, »du könntest durchaus auch ein heißes Date haben, wenn du einmal im Jahr überhaupt ausgehen würdest.«

Ich ignorierte diese Bemerkung und trank in einem Tempo weiter, bei dem zwangsläufig mein Gehirn gefrieren musste.

»Du bist wirklich hübsch, selbst mit diesem Haar.« Sie deutete mit einer kreisförmigen Bewegung in Richtung meines Kopfes. »Du hast wirklich tolle Möpfe, und dein Arsch ist total zum Anbeißen. Ich würde es sofort mit dir treiben.«

Ich ignorierte sie weiterhin, während sich hinter meinen Augen ein dumpfer Schmerz ausbreitete. Ich musste mich bei dem Kaffee dringend bremsen, aber er war so verdammt lecker.

»Stehst du überhaupt auf Jungs, Ivy? Du weißt ja, ich bin für beides zu haben. Ich bin mehr als bereit, einem Mädchen auszuhelfen.«

Ich verdrehte die Augen und verzog sofort das Gesicht. Dann ließ ich den Kaffee sinken und presste mir eine Hand an die Stirn. »Au.«

Val schnaubte.

»Ich stehe auf Jungs«, brummelte ich, während das Eispickel-in-meinem-Kopf-Gefühl verebte. »Und können wir bitte nicht über Jungs reden oder darüber, für beides zu haben zu sein oder mir auszuhelfen? Denn dieses Gespräch führt unweigerlich zu dem Mangel an Orgasmen in meinem Leben und dazu, dass ich einfach mit dem nächstbesten Kerl in die Kiste springen sollte, und ich bin nicht wirklich in der Stimmung, darüber zu reden.«

»Worüber willst du dann reden?«

Ich nahm bedächtig einen kleineren Schluck Kaffee und beäugte sie.

»Wie kommt's, dass du nicht schwitzt?«

Val legte den Kopf in den Nacken und lachte so laut, dass ein älteres, vorbeischlenderndes Paar mit Bauchtaschen im Partnerlook sie anstarrte. »Babe, ich bin in Louisiana geboren und aufgewachsen. Meine Familie lässt sich bis zu den ersten französischen Siedlern zurückverfolgen.«

»Bla, bla, bla. Bedeutet das, dass du eine Art magische Fähigkeit besitzt, die dich resistent gegen die Hitze macht, während ich in meinem eigenen Saft schmore?«

»Man kann ein Mädchen aus dem Norden holen, aber man kann den Norden nicht aus dem Mädchen holen.«

Ich schnaubte. Es stimmte. Ich war erst vor drei Jahren aus Virginia nach New Orleans gezogen, und ich hatte mich immer noch nicht an das Klima gewöhnt. »Weißt du, was ich genau jetzt für einen Schwall Kaltluft tun würde?«

»Sex haben jedenfalls nicht, so viel steht fest.«

Ich zeigte ihr den Stinkefinger. Ich wusste wirklich nicht, warum ich immer noch gewissenhaft jeden Tag die Pille nahm. Vermutlich eine Angewohnheit aus Zeiten, in denen es tatsächlich wichtig gewesen war.

Val kicherte und beugte sich über den Tisch, und musterte mit ihren dunkelbraunen Augen mein Philosophiebuch. »Ich kapiere einfach nicht, warum du aufs College gehst.«

»Warum nicht?«

Der Ausdruck auf ihrem Gesicht legte die Vermutung nahe, dass die Hitze einige meiner Gehirnzellen weggebrutzelt haben musste. »Du hast bereits einen Job – der sehr gut bezahlt wird, und du brauchst im Gegensatz zu anderen eigentlich nicht noch einen. Wir haben zwar sonst nicht viele Vorteile, und die Lebenserwartung in unserem Job ist wahrscheinlich kürzer als bei allen anderen, außer Fallschirmspringern ohne Fallschirm, aber genau das ist doch ein Grund mehr, deine Zeit nicht mit diesem Mist zu verschwenden,

oder?«

Ich zuckte mit den Achseln – ich wusste ja selbst nicht genau, warum ich mich vor einem Jahr an der Loyola eingeschrieben hatte. Vielleicht aus Langeweile? Oder aus einem merkwürdigen Bedürfnis heraus, einmal das gleiche zu tun wie die meisten anderen Einundzwanzigjährigen? Möglicherweise ging es aber doch tiefer, und was immer *es* war, hatte mich bewogen, Soziologie mit dem Nebenfach Psychologie zu studieren. Ich spielte mit dem Gedanken, Sozialarbeiterin zu werden, denn ich wusste, dass ich beides tun konnte, wenn ich wollte. Vielleicht hing es mit dem zusammen, was mit ...

Ich verdrängte diese Gedanken. Es gab keinen Grund, heute oder an irgendeinem anderen Tag darüber nachzugrübeln. Die Vergangenheit war vergangen, tot und begraben. So wie meine ganze Familie.

Trotz der drückenden Hitze schauderte ich. Aber Val hatte recht. Unsere durchschnittliche Lebenserwartung war brutal kurz. Seit Mai hatten wir drei Ordensmitglieder verloren. Cora Howard, sechsundzwanzig, war auf der Royal Street getötet worden, Genickbruch. Vincent Carmack, neunundzwanzig, hatte auf der Bourbon Street sein Ende ereilt. Ihm war der Hals aufgerissen worden. Und Shari Jordan, fünfunddreißig, war erst vor drei Wochen mit gebrochenem Genick im Warehouse District gefunden worden. Todesfälle waren nichts Ungewöhnliches, aber drei in fünf Monaten machten uns alle unruhig.

»Alles okay mit dir?«, fragte Val und legte den Kopf schief.

»Ja.« Mein Blick folgte der Straßenbahn, die vorbeirollte. »Du arbeitest heute Abend, richtig?«

»So was von richtig.« Sie lehnte sich zurück, klatschte in die Hände und rieb sie aneinander. »Willst du eine freundschaftliche Wette abschließen?«

»Auf was?«

Ihr Lächeln wurde geradezu böse. »Wer bis ein Uhr früh die meisten

umgelegt hat.«

Ein älterer Mann, der an unserem Tisch vorbeischlurft, warf Val einen eigenartigen Blick zu, bevor er seine Schritte beschleunigte. Natürlich hörte man auf den Straßen von New Orleans noch merkwürdigere Dinge, vor allem in direkter Nachbarschaft vom French Quarter.

»Abgemacht.« Ich leerte den Kaffeebecher. »Moment mal. Was bekomme ich, wenn ich gewinne?«

»Falls du gewinnst«, korrigierte sie mich. »Dann bringe ich dir eine Woche lang Kaffee mit Eiswürfeln. Und falls ich gewinne, machst du den ...« Ihre Stimme verlor sich, und sie kniff die Augen zusammen. »Da schau mal einer an.« Sie reckte das Kinn vor.

Stirnrunzelnd drehte ich mich um und sah sofort, wovon Val sprach. Ich holte kurz Luft und winkelte das rechte Bein an, damit ich besser an meinen Stiefel kam.

Das Mädels war nicht zu übersehen.

Für die meisten Menschen, also für neunundneunzig Prozent, sah die junge Frau in dem wallenden Maxikleid wie eine ganz normale Passantin aus. Eine Touristin auf der Canal Street. Oder vielleicht auch eine Einheimische, die an einem Mittwochnachmittag shoppen ging. Aber Val und ich waren nicht wie die meisten Menschen. Bei unserer Geburt war eine Menge Hokusfokus geredet worden, um uns gegen Glamour-Zauber zu immunisieren. Wir sahen, was die anderen nicht sahen.

Nämlich das Monster unter der normalen Fassade.

Diese Kreatur gehörte zu den tödlichsten, die die Menschheit kannte. Und zwar seit Anbeginn der Zeit.

Eine Sonnenbrille schützte ihre Augen. Aus irgendeinem Grund war ihre Spezies empfindlich gegen das Sonnenlicht. Ihre wahre Augenfarbe war das blasseste Blau, das man sich vorstellen konnte, ein fast farbloser Ton. Aber mithilfe eines Glamour-Zaubers, einer Art dunkler Magie, konnte ihresgleichen bestimmen, wie die Menschen

sie wahrnahmen, sodass sie uns in einer Vielfalt körperlicher Merkmale, Formen und Größen begegneten. Dieses Exemplar beispielsweise erschien blond, hochgewachsen und gertenschlank. Sie sah beinahe zerbrechlich aus, aber ihr Äußeres war extrem trügerisch.

Es gab auf dieser Welt weder Menschen noch Tiere, die stärker oder schneller waren als diese Wesen, und das Spektrum ihrer Fähigkeiten reichte von Telekinese bis hin zum Entzünden der heftigsten Brände durch die bloße Berührung ihrer Fingerspitzen. Aber ihre gefährlichste Waffe war das Vermögen, Sterbliche ihrem Willen zu unterwerfen und sie zu versklaven. Fae brauchten Menschen. Sich von Sterblichen zu nähren, war die einzige Möglichkeit, ihren Alterungsprozess so zu verlangsamen, dass sie beinahe unsterblich waren.

Sonst alterten und starben sie genau wie wir.

Manchmal spielten sie mit ihren Opfern, nährten sich monatelang, wenn nicht jahrelang von ihnen, bis nichts mehr übrig war als eine vertrocknete Hülle dessen, was einmal gewesen war. Dabei vergifteten sie den Körper und den Geist des Menschen und verwandelten ihn in etwas, das genauso gefährlich und unberechenbar war wie die Fae selbst. Aber manchmal schlachteten sie ihre Opfer auch einfach direkt ab. Menschen wie Val und ich konnten nicht völlig dagegen geschützt werden, dass Fae sich – mit allen üblen Auswirkungen – von uns nährten. Aber schon vor Jahrhunderten hatte man den einfachsten, kleinsten Gegenstand entdeckt, der uns zumindest vor der Unterwerfung unter ihren Willen bewahrte: Nichts hatte einen solch unerwarteten und krassen Effekt wie ein vierblättriges Kleeblatt.

Jedes Mitglied des Ordens trug eins. Val hatte ihres in ihrem Armband eingewoben. Ich trug meins in meiner Kette aus Tigerauge. Ich legte es niemals ab, nicht einmal zu Hause, wenn ich duschte und schlief, da ich auf die harte Tour gelernt hatte, dass ohne so ein Kleeblatt kein Ort hundertprozentig sicher war.

Wir durchschauten den Glamour-Zauber, mit dessen Hilfe die Fae sich tarnten, und waren damit in der Lage, sie zu entdecken und zu

jagen. Ihre wahre Gestalt war ebenso schön wie verstörend. Ihre Schönheit war von unheimlicher Makellosigkeit, mit hohen, kantigen Wangenknochen, vollen Lippen und schrägstehenden Augen. Ihre Haut schimmerte silbern, ähnlich flüssigem Stickstoff, und war unglaublich glatt. Alles an ihrer wahren Gestalt war auf schauerliche Weise anziehend, die es dem Betrachter schwermachte, den Blick abzuwenden. Das Einzige, was die Märchen und Mythen richtig beschrieben, waren die leicht spitzen Ohren.

»Verdamnte Fae«, murmelte Val.

Sie sprach mir aus der Seele. Die Fae hatten mir alles genommen. Nicht nur einmal, sondern zweimal, und ich hasste sie mit der brennenden Kraft von zehntausend Sonnen.

Abgesehen von den Ohren waren die Fae ganz anders, als sie in Disney-Filmen dargestellt wurden, oder als die Feen oder Elfen, um die Shakespeare Geschichten gesponnen hatte, und sie gehörten wie all ihre entfernten Verwandten nicht in diese Welt. Vor langer, langer Zeit hatten die Fae einen Weg gefunden, die Grenze zwischen ihrem Reich, das als die Anderwelt bekannt war, und dem Reich der Sterblichen zu durchbrechen. Die Sommer- und Winterhöfe hatten sich, falls es sie überhaupt jemals gegeben hatte, aufgelöst. Die Fae bildeten nur eine einzige gewaltige Gruppe mit einem wirklich beängstigenden und total typischen Ziel.

Sie wollten die Welt der Sterblichen übernehmen.

Und es war unsere Aufgabe, sie in die Anderwelt zurückzuschicken. Oder sie zu töten. Was schneller ging.

Das Problem dabei war, dass weder das eine noch das andere leicht zu bewerkstelligen war, und die Fae sich in jeden Bereich der sterblichen Welt hineingewoben hatten.

Als die Frau an unserem Tisch vorbeiging, blickte Val zu ihr auf, ganz die freundliche Unschuld, und die Fae reagierte mit einem gepressten Lächeln, nicht ahnend, dass wir ihre Maskerade durchschauten.

Val sah mich an und zwinkerte mir zu. »Die da gehört mir.«

Ich klappte mein Buch zu. »Nicht fair.«

»Ich hab sie zuerst gesehen.« Sie stand auf und strich mit der Hand über den breiten Ledergürtel, den sie über ihrem Rock trug. »Bis später.« Sie machte Anstalten, sich umzudrehen. »Ach, und danke für Samstagabend. Ich werde mich flachlegen lassen und du kannst sozusagen stellvertretend durch mich leben.«

Ich lachte und steckte mein Buch ein. »Vielen Dank.«

»Ich denke immer an andere. Mach's gut.« Sie wirbelte herum, wich elegant einem anderen Tisch aus und verschwand im Gedränge der Fußgänger.

Val würde die Fae einholen und an einen Ort locken, wo sie sich ihrer schnell entledigen konnte, ohne dass ein argloser Mensch Zeuge von etwas wurde, das für ihn wie kaltblütiger Mord aussehen musste.

Sonst konnte es nämlich richtig schnell richtig peinlich werden. Der größte Teil der Menschheit hatte keine Ahnung, dass die Fae wirklich existierten, obwohl sie überall anzutreffen waren. Und in einer Stadt wie New Orleans, wo tonnenweise schräger Mist abging, ohne dass die Leute mit der Wimper zuckten, hatten sie sich zu einer echten Plage entwickelt.

Als ich den Blick hob und auf die sich wiegenden Palmen starrte, fragte ich mich, wie es sich wohl anfühlen mochte, wie jeder andere normale Mensch zu sein, der hier durch die Straßen lief. Einfach in, nun ja, seliger Unwissenheit zu leben. Wenn ich in eine andere Familie hineingeboren worden wäre, wäre so vieles anders gewesen.

Vermutlich würde ich dann im Frühling meinen College-Abschluss machen. Ich hätte eine große Gruppe von Freunden, einander verbunden durch Erinnerungen statt durch Geheimnisse. Ich hätte vielleicht sogar einen – *keuch* – festen Freund.

*Einen festen Freund.*

Sofort verschwand die belebte Straße vor meinen Augen. Da waren nur noch ich und diese seelenvollen braunen Augen. Gott, drei Jahre waren vergangen, und es tat immer noch höllisch weh, auch nur an

Shaun zu denken. Einige der Details verblassten langsam, und das Bild seines Gesichtes schwamm allmählich, aber der Schmerz war nicht geringer geworden.

Ein Saatkorn der Trauer hatte tief in meinem Bauch Wurzeln geschlagen, und ich versuchte verzweifelt, es zu ignorieren. Denn wie pflegte meine Mutter noch gleich zu sagen? Nicht meine echte Mom. Ich war zu jung gewesen, als sie getötet worden war, um mich an sie zu erinnern. Meine Pflegemutter – Holly – hatte oft gesagt, wenn Wünsche Fische wären, würden wir alle Netze auswerfen. Es war ein Zitat, das sie aus einem Buch hatte, und bedeutete locker übersetzt: Es hatte keinen Sinn, Zeit mit etwas zu vergeuden, das man nicht haben konnte.

Es war nicht so, als wüsste ich nicht, wie wichtig mein Job, meine *Verpflichtung*, war. Die Zugehörigkeit zum Orden – einer weitverzweigten Organisation, die über Wissen verfügte, das in den Familien von Generation zu Generation weitergegeben wurde –, hatte zur Folge, dass mein Leben mehr Bedeutung hatte als das der meisten anderen.

Jedenfalls sagte man das.

Jeder von uns hatte eine Tätowierung, die uns als ein Mitglied des Ordens auswies: drei ineinander verschlungene Spiralen, die an ein vorkeltisches Design erinnerten, und darunter standen drei gerade Linien. Der Orden hatte die Linien zu seinem Freiheitssymbol erklärt.

Die Freiheit, ohne Angst zu leben. Die Freiheit, unsere eigenen Entscheidungen zu treffen. Die Freiheit, zu gedeihen.

Ich hatte mein Tattoo an der Hüfte. Keiner von uns trug es an einer Stelle, die Sterbliche oder Fae auf den ersten Blick hätten sehen können.

Also war es tatsächlich wichtig, was ich mit meinem Leben anfang. Das verstand ich. Der Orden war meine Familie. Und ich bereute nichts von dem, was ich tun musste oder was ich aufgegeben hatte. Selbst wenn der Großteil der Bevölkerung keinen Schimmer hatte,

was der Orden und ich taten, bewirkte ich etwas. Ich rettete Leben.

Und wenn ich wollte, war ich ein richtig krasser Ninja.

*Das* zauberte ein Lächeln auf meine Lippen.

Ich sprang auf, warf mir meinen Rucksack über die Schulter und schnappte mir meinen leeren Kaffeebecher. Es war Zeit, an die Arbeit zu gehen.

Der Fae, den ich draußen vor einer Bar auf der Bourbon Street entdeckte, erinnerte mich an Daryl Dixon aus *The Walking Dead*. Was ätzend war, da ich ihn würde töten müssen.

Er trug ein hellbraunes Hemd mit an den Schultern abgeschnittenen Ärmeln. Die Ränder waren ausgefranst und zerschlissen, und seine Jeans war an den Knien komplett ausgebleicht. Er hatte diese befremdlich heiße Redneck-Ausstrahlung, vor allem mit seinen zotteligen Haaren.

Der ganze Kram mit der silberfarbenen Haut und den spitzen Ohren ruinierte diesen Charme allerdings komplett.

Als er nacheinander sämtliche Bars auf der Bourbon Street abklapperte, erinnerte er mich an einen Touristen, denn jedes Mal, wenn er irgendwo herauskam, hatte er einen neuen Getränkebehälter in der Hand. Es hieß, dass Alkohol auf Fae keine Wirkung hatte, sie sich aber mit einem für Menschen ungenießbaren Gebräu aus Nachtschatten berauschen konnten.

Nachdem ich ihn eine Stunde lang beobachtet hatte, stieg in mir der Verdacht auf, dass ihn in jeder dieser Bars vielleicht ein Fae bedient hatte, denn als er der Bourbon Street den Rücken kehrte und am *Gumbo Shop* vorbeikam, schwankte er, als wäre er sternhagelvoll.

Ich nahm mir vor, David Faustin anzurufen, den Vorsitzenden des Ordens in New Orleans, um festzustellen, ob er von den anderen Mitgliedern etwas darüber gehört hatte, dass in Menschenbars Nachtschatten ausgeschenkt wurde. Aber zuerst musste ich mich um diesen Daryl-Dixon-Verschnitt kümmern.

Ich konnte ihn schlecht vor aller Augen niederstechen. Außer ich wollte die Nacht im Gefängnis verbringen. Schon wieder. Als ich letzte Mal dabei beobachtet worden war, wie ich einen Fae erledigte, kam die Polizei, und obwohl es keine Leiche gegeben hatte, war es schwer zu erklären gewesen, warum ich bis an die Zähne bewaffnet war.

Und ich hatte wirklich keine Lust, mir anzuhören müssen wie David rumzickte, weil er wieder an Strippen hatte ziehen müssen und so weiter und so fort.

Inzwischen hatte ich einen Mordshunger, der Duft von Beignets, die nur darauf warteten, von mir verspeist zu werden, wehte zu mir herüber, und vor lauter Schwitzen hatte ich wahrscheinlich schon ein Pfund von meinen Brüsten eingebüßt, als der Fae schließlich in eine Gasse stolperte. Halleluja! Da es Mittwochabend war, waren nicht viele Fae unterwegs. Schlecht für meine Wette mit Val.

Am Wochenende sah es ganz anders aus. Wenn mehr Sterbliche unterwegs waren, an denen sie sich vergreifen konnten, und sie leichter damit durchkamen, dann trieb es die Fae in Scharen aus ihren Schlupflöchern.

Wie Kakerlaken, die nachts herumhuschten.

Der Fae verschmolz mit den tiefen Schatten der schmalen Gasse. Leise folgte ich ihm und hielt mich dicht an den feuchten Ziegelsteinmauern der Häuser. Ich nahm die Hände von den Riemen meines Rucksacks und stöhnte, als der Fae plötzlich stehen blieb und sich einem der Gebäude zuwandte.

Er fasste sich an den Reißverschluss seiner Hose.

Echt jetzt? Hatte er ernsthaft vor zu pinkeln? Igitt, das stand so was von nicht auf der Liste mit Dingen, die ich heute Abend hören oder sehen wollte. Und konnte ich wirklich ein Wesen töten, das gerade pinkelte? Es war irgendwie unsportlich, einen Typen mit heruntergelassener Hose zu treten.

Doch ich würde auch auf keinen Fall abwarten, bis er sein Geschäft verrichtet hatte. So langsam, wie er sich bewegte, müsste ich ungefähr

zehn Minuten hier stehen, bevor er auch nur seinen Reißverschluss unten hatte.

Den Blick weiter auf den Fae gerichtet, bückte ich mich und legte die Hand um den Griff des Eisenpflocks, den ich in meinen Stiefel gesteckt hatte. Eisen hatte schon immer eine fatale Wirkung auf die Fae gehabt. Sie mieden es, wo sie konnten. Schon die Berührung von Eisen versengte sie, und wenn man eine Fae damit in die Brust stach, tötete man sie zwar nicht, schickte sie aber auf direktem Weg zurück in die Anderwelt.

Wenn man ihnen den Kopf abtrennte, erledigte sie das allerdings. Ein für alle Mal.

Aber Gott sei Dank genügte es, sie in die Anderwelt zu schicken, denn natürlich war es eine eklige Sauerei, Köpfe abzuhacken. Überall verborgene Portale verbanden unsere Welten. Sie waren seit Jahrhunderten verschlossen, aber immer noch gut bewacht. Es war eine Reise ohne Wiederkehr, wenn man einen Fae zurückschickte.

Ich trat von dem Gebäude weg, meinen Pflock in der Hand, und bewegte mich schnell durch die Gasse. Hinter mir blieb der Lärm der belebten Straße zurück, gedämpfte Gespräche und das ferne Dröhnen von Gelächter.

Meine Finger schlossen sich fester um den Pflock, als der Fae die Beine spreizte. Ich gab keinen Laut von mir, als ich direkt auf ihn zuing, aber irgendein angeborener Instinkt machte ihn auf meine Anwesenheit aufmerksam. Fae konnten uns nicht direkt spüren, aber sie wussten, dass es den Orden gab und was er tat.

Der Fae drehte sich halb um und sah mich mit einem unsteten Blick aus seinen milchig-blauen Augen an. Verwirrung zeichnete sich auf seinen markanten Zügen ab.

»Hey!«, zwitscherte ich und holte weit aus.

Sein Blick flackerte zu meiner Hand, und er seufzte. »Scheiße.«

Selbst berauscht und im Begriff zu pinkeln, war der Fae verflucht *schnell*. Er wirbelte herum, wehrte meinen Hieb mit einem Arm ab

und riss das Knie hoch. Ich warf mich zur Seite und entkam nur knapp einem Tritt in den Bauch.

Ich schaute nicht nach unten, um zu sehen, wie weit er mit dem Reißverschluss gekommen war, sondern sprang vor und tauchte unter dem Arm durch, mit dem er nach mir schlug. Ich schnellte hinter ihm hoch und trat ihm mit dem Fuß in den Rücken.

Der Fae ächzte und taumelte einen Schritt, dann drehte er sich zu mir um, während ich vorsprang, um die Sache zu Ende zu bringen. Ich schwang die Hand mit dem Pflock, und die scharfe Spitze war kaum zwei Zentimeter von der Brust des Fae entfernt, als er zischte: »Deine ganze Welt endet. Er ist ...«

Ich rampte ihm den Eisenpflock in die Brust und schnitt ihm damit das Wort ab. Die Spitze durchbohrte seine Haut wie fadenscheinigen Stoff. Eine Sekunde lang blieb er intakt, dann öffnete er den Mund und stieß ein schrilles Heulen aus – wie ein Kojote, der von einem Truck überfahren wurde.

Heilige Haifischzähne!

Vier seiner Schneidezähne waren rasiermesserscharf und verlängert. Sie reichten bis zu seiner Unterlippe und erinnerten mich an einen mutierten Säbelzahn tiger. Es war nicht hübsch anzusehen. Fae konnten beißen. Tatsächlich hatten alle Kreaturen aus der Anderwelt die Neigung zu knabbern.

Ich wich zurück und ließ den Pflock sinken, während der Fae irgendwie in sich selbst hineingesogen wurde. Von seinem zotteligen Kopf bis zu seinen Sneakers faltete er sich wie ein Stück Papier zusammen, das zerknüllt wurde, und schrumpfte von über einem Meter achtzig auf die Größe meiner Hand zusammen. Es krachte einmal, wie bei einer Knallerbse, und ein intensives Licht blitzte auf.

Dann war er weg.

»Deine letzten Worte waren irgendwie klischeehaft und lahm«, sagte ich zu der Stelle, an der der Fae eben noch gestanden hatte. »Da habe ich schon Besseres gehört.«

»Davon bin ich überzeugt.«

Mein Herz tat einen Satz, und ich fuhr herum. Bilder davon, wie ich die Nacht im Stadtgefängnis verbrachte, schossen durch meinen Kopf. Obwohl ich offensichtlich gerade auf frischer Tat ertappt worden war, ließ ich den Pflock schnell hinter meinem Rücken verschwinden.

Zum Glück war es kein städtischer Freund und Helfer, der im Eingang der Gasse stand, sondern ein Mann in schwarzer Hose und weißem Hemd. Trotzdem verspürte ich keinerlei Erleichterung, als er gemächlich auf mich zukam, als wäre er zu einem mitternächtlichen Spaziergang unterwegs.

Er hatte mitangesehen, wie ich den Fae erstochen hatte. Dass er trotzdem herkam, konnte nur zweierlei bedeuten: Entweder gehörte er zum Orden – aber nicht zur Sektion New Orleans, denn ich kannte ihn nicht –, oder er war ein Diener der Fae, ein Mensch, der in ihrem Bann stand. Dann konnte er genauso gefährlich sein wie seine Herren.

Und wenn man ihn erstach, würde er keine Puff-und-weg-Nummer abziehen, sondern er würde bluten, sterben und eine Leiche hinterlassen, genau wie alle anderen Menschen auch. Der Orden hatte keine strikten Regeln, was das Töten von Menschen anging, weil es manchmal ein notwendiges Übel war. Aber es musste schon extrem mies stehen, bevor man einen umbrachte.

Meine Finger verkrampften sich um den Pflock. *Bitte, sei kein Diener. Bitte, sei irgendein Spinner, der glaubt, ich wäre seine rothaarige Stieftochter oder so was. Bitte. Bitte.* »Kann ich Ihnen helfen?«, fragte ich und wappnete mich innerlich.

Der Mann legte den Kopf schief. O nein, das gefiel mir ganz und gar nicht. Jeder Muskel in meinem Körper spannte sich an. Der Typ stand einige Schritte vor dem Ausgang der Gasse. Und dann sah ich es.

Schrägstehende Augen von einem blassen, ausgewaschenen Blau – Fae-Augen. Aber seine Haut war nicht silberfarben. Sie hatte einen kräftigen Olivton, der einen scharfen Kontrast zu seinem blonden Haar bildete. Es war so hell, dass es beinahe weiß war, und es war

lang, wie das Haar von Legolas in *Der Herr der Ringe*.

Legolas war heiß.

Okay. Ich musste mich dringend konzentrieren, weil mit diesem Typen irgendetwas nicht stimmte. Alle meine Instinkte warnten mich. Ich trat einen Schritt zurück und betrachtete den Neuankömmling. Er war nicht mit einem Glamour-Zauber belegt, und er zeigte auch nicht den typischen, stumpfen Blick eines Dieners. Er sah menschlich aus, gleichzeitig aber auch wieder nicht, und er hatte etwas an sich, das mir geradezu entgegenschrie, dass er nicht freundlich sein würde.

Der Typ lächelte und hob den Arm. Wie aus dem Nichts erschien eine Pistole in seiner Hand. Einfach so. In der einen Sekunde war da eine leere Hand, und in der nächsten Sekunde hatte er eine Waffe.

Was zur Hölle?

»Ich wünschte, du könntest gerade deinen Gesichtsausdruck sehen«, sagte er. Dann richtete er die Pistole auf mich.

Der Mann, der eine Waffe auf mich richtete, war auf keinen Fall ein Mensch, denn soweit ich wusste, fehlte uns die raffinierte Fähigkeit, aus dem Nichts eine Pistole heraufzubeschwören. Ich glaubte, dass nicht einmal die Fae dazu in der Lage waren.

Aber dieser Mann – dieses *Ding* musste ein Fae sein.

»Nicht cool«, sagte ich und wich zurück, wobei ich mir nicht länger die Mühe machte, den Pflock zu verstecken. »Bei einer Messerstecherei eine Pistole zu ziehen, ist irgendwie stillos.«

Das Ding lachte, und das Lachen war so eisig wie ein Winter im Norden. Keinerlei Humor. Keinerlei Mitgefühl, keine Menschlichkeit lagen darin. »Ich wäre schön blöd, wenn ich dir erlauben würde, hinter mir aufzutauchen und mich zu erstechen, wie der Letzte es eben gemacht hat.«

»Gutes Argument.« Ich ging langsam weiter rückwärts, und mein Herz hämmerte. Ich näherte mich dem anderen Ende der Gasse. Mir blieb nur eine Möglichkeit. »Du bist kein normaler Fae.«

Ein schmallippiges Lächeln erschien auf seinem Gesicht. »Und du bist keine dumme Kuh?«

Ich ignorierte den herabwürdigenden Ausdruck, den die Fae für Menschen benutzten. Kuh. Vieh. Nahrung. Was auch immer. Man hatte mich schon Schlimmeres genannt. »Was bist du?«, fragte ich.

Er öffnete den Mund, aber diese Sekunde der Ablenkung war alles, was ich brauchte. Ich sammelte mich und holte aus, trat einen Schritt nach vorn und warf den Pflock. So wie ich es Hunderte Male trainiert hatte.

Voll ins Schwarze. Das hatte ich gewusst.

Das spitze Ende grub sich tief in die Brust des Dings und schleuderte es einen Schritt nach hinten. Ein langsames, zufriedenes Lächeln

erschien auf meinen Lippen. »Warte mal, ich weiß, was du bist: ein toter Fae.«

Er schaute an sich herab und zog mit einem tiefen, gereizten Seufzen die Schultern hoch. »Wirklich?«, sagte er. Ärger schwang in seinem Ton mit, als er seine freie Hand hob und sich anschickte, sich den Pflock aus der Brust zu ziehen. Er warf ihn beiseite, und meine Augen weiteten sich, als der eiserne Pflock klirrend auf dem Pflaster landete. »Für wie schwach hältst du mich, Kuh?«

Scheiße.

So etwas machten Fae nicht. Das *konnten* sie nicht. Aber dieser hier hatte es getan, und das war so übel, dass es nicht mal mehr witzig war. Ich tat das Einzige, was mir noch übrigblieb, um zu beweisen, dass ich keine blöde Kuh war. Was tat man, wenn man sich nicht sicher war, ob man den Kampf mit einem Fae gewinnen würde? Im Zweifelsfalle sah man zu, dass man wegkam.

Ich drehte mich um und rannte los.

Das brachte man uns bei, wenn wir bis zum Hals in der Scheiße schwammen, wir uns Unglückstadt mit uns als einzigem Bewohner namens Pechvogel näherten, und all das ohne ein beschissenes Paddel. Ein guter Krieger wusste, wann er den Rückzug antreten musste, und dies war auf jeden Fall einer dieser Momente.

Mein Rucksack hüpfte auf meinem Rücken auf und ab, als ich die Beine in die Hand nahm und lossprintete. Während ich mich dem schmalen Ausgang der Gasse näherte, knallte es hinter mir, und fast sofort spürte ich einen brennenden Schmerz, der links an meinem Bauch explodierte und mir den Atem raubte.

Der Dreckskerl hatte auf mich geschossen!

Einen Moment lang konnte ich es nicht glauben. Hatte er ernsthaft eine richtige Kugel aus einer richtigen Pistole auf mich abgefeuert? Der Schmerz sagte mir, dass er genau das getan hatte.

Ich kam kurz aus dem Tritt, stürzte aber nicht. Wenn überhaupt, lief ich noch schneller. Der Schmerz brannte in mir – ein Gefühl, als hätte

mir jemand eine brennende Fackel in die Seite gedrückt. Ohne mich umzusehen, rannte ich aus der Gasse.

Ich wich Betrunkenen und Touristen aus, flitzte über den überfüllten Gehweg und lief weiter, griff dann in die Gesäßtasche meiner abgeschnittenen Jeans und zog mein Handy hervor. Als ich die Royal Street überquerte, drückte ich auf Davids Namen und konnte das Tuten über dem Hämmern meines Herzens und dem Verkehr auf der Straße kaum hören. Ich musste ihm sagen, was passiert war – dass dieser Fae keinen Glamour-Zauber brauchte und aus dem Nichts eine Waffe beschworen hatte. Dies war gewaltig. Es änderte alles.

Das Telefon klingelte und klingelte, bis ich den Anruf fluchend abbrach. Das Handy fest in der Hand, verlangsamte ich mein Tempo zu einem Joggen, nicht weil ich es wollte, sondern weil meine Zehen kribbelten und mein Atem pfiß.

Ich war noch nie angeschossen worden. Mit einem Dolch verletzt? Ja. Durch die Gegend geschleudert? Definitiv. Fast in Brand gesteckt? Auch das. Aber angeschossen zu werden ... Wow, das war megaätzend.

Ich drückte mir die freie Hand auf den Bauch, als ich zwei herumtorkelnden Jungs im College-Alter auswich. Ich verzog das Gesicht, und mir wurde kurz schwarz vor Augen, ehe ich erst nur verschwommen und dann wieder klar sehen konnte.

Ach herrje.

Da ich bezweifelte, dass ich es rechtzeitig in ein Krankenhaus schaffen würde, bog ich nach links auf die Dauphine Street ein. Das Hauptquartier des Ordens lag auf der Saint Philips Street über einem Souvenirladen, der dem Orden gehörte und den Namen *Mama Lousy* trug. Das Geschäft verkaufte alle möglichen coolen Eisensachen, neben einer obszönen Menge an gefälschtem Voodoo-Scheiß und authentischen Gewürzen und Pralinen aus »N'awlins«.

Abgesehen davon, dass es gut möglich war, dass ich gerade verblutete, hätte ich jetzt wirklich gerne eine Praline gehabt. Gott, am

liebsten hätte ich mir gleich zwei auf einmal in den Mund gestopft.

Irgendwo in meinem Hinterkopf dachte ich mir, dass es vielleicht eine gute Idee wäre, Val anzurufen, aber ich wollte sie nicht beunruhigen. Ich war ohnehin schon so nah beim Hauptquartier. Ich musste einfach nur weitergehen.

Ich bekam schlecht Luft, und die Hand, die ich mir auf den Bauch drückte, fühlte sich viel zu feucht und klebrig an, aber als ich das burgunderrote zweistöckige Gebäude mit seinem kunstvollen, schmiedeeisernen Geländer und den dichten, buschigen Farnen davor erspähte, sagte ich mir, dass ich es schaffen konnte. Nur noch wenige Schritte, und alles würde gut werden. Die Verletzung konnte nicht so schwerwiegend sein. Sonst hätte ich wohl kaum so weit laufen können. Doc Harris würde da sein. Er bewohnte ein kleines Ein-Zimmer-Apartment im ersten Stock, er war immer da.

Der Rest des Weges war ein Nebel aus Gesichtern und Geräuschen. Der Souvenirladen, der bereits geschlossen hatte, lag dunkel und abweisend da, als ich mich am Eingang vorbei zur Seitentür schob. Mit meiner blutverschmierten Hand drückte ich die Klinke herunter, riss die Tür auf und stolperte in ein schwach beleuchtetes Treppenhaus, keuchend, als der Schmerz sich auf einem stumpferen Pegel einpendelte.

Ich musste mir einen Moment Zeit nehmen, bevor ich die verdammte Treppe hinaufstieg. Sie schien so lang zu sein, und die Tür an ihrem Ende sah aus, als wäre sie eine Meile entfernt. Brüllen wäre sinnlos gewesen. Die Flure waren schalldicht, genau wie die Räume oben.

»Schwing deinen Hintern die Treppe rauf, Ivy«, befahl ich mir.  
»Schwing deinen Hintern die verdammte Treppe rauf.«

Es war mühsam, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Ich schaffte sechs Stufen, bevor der Schweiß auf meiner Stirn kalt wurde und winzige weiße Lichtblitze vor meinen Augen tanzten. Das konnte nichts Gutes bedeuten.

Meine Knie wurden zu Pudding, die Treppenstufen zoomten auf mich zu. Ich fing mich mit einer Hand ab, sodass ich nicht mit dem Gesicht auf dem Boden landete, aber dann wurde mein Arm ganz wackelig, und bevor ich wusste, wie mir geschah, lag ich auf dem Rücken und rutschte wieder ein oder zwei Stufen abwärts. Der Schmerz von dem holprigen Abstieg drang nicht einmal zu mir durch.

Verdammt, die ganze Anstrengung umsonst.

Das Telefon in meiner Hand vibrierte. Vielleicht war es David, der mich endlich zurückrief. Oder Val, die mir unter die Nase reiben wollte, dass sie bereits zwei, wahrscheinlich sogar drei Fae erledigt hatte, während ich hier lag und auf einer Treppe verblutete, die irgendwie nach Puderzucker roch ... und nach Füßen.

Igitt.

Ich musste ans Telefon gehen, aber das Summen brach ab, und ich war zu schwach, um das Telefon so zu halten, dass ich es benutzen konnte.

Irgendjemand würde mich finden. Irgendwann. Ich meine, oben an der Treppe war eine Überwachungskamera angebracht, und Harris musste früher oder später auf den Monitor schauen. Außerdem würden im Lauf der Nacht andere Ordensmitglieder kommen und gehen.

Vielleicht sollte ich einfach ein Nickerchen machen.

In meinem Hinterkopf schimpfte eine winzige Stimme, was für eine schlechte Idee das sei, aber ich war so müde, und die Stufen waren überraschend bequem geworden.

Ich hatte keine Ahnung, wie viel Zeit verstrichen war, aber schließlich wurde über mir die Tür geöffnet, und ich glaubte, die Stimme von Harris mit seinem Südstaatenakzent durchs Treppenhaus hallen zu hören. Ich wollte den Arm heben und ihm fröhlich zuwinken, aber das hätte mich zu viel Kraft gekostet. Dann erklang eine weitere tiefe Stimme. Eine, die ich nicht erkannte.

Ich blinzelte oder glaubte jedenfalls, es zu tun, und als ich die Augen

öffnete, zog ich ernsthaft in Erwägung, dass ich gestorben sein könnte.

So kitschig es klingen mag, aber als mein Blick auf die Person über mir fiel, starrte ich in das Antlitz eines Engels. Oder zumindest hatten die Gemälde von Engeln in den zig Kirchen der Stadt mich gelehrt, dass sie so aussahen.

Der Typ konnte nicht viel älter sein als ich, aber sein Kopf voller brauner Locken ließ ihn jünger wirken. Eine dazu passende Braue wurde hochgezogen, und ich schaute in Augen, die die Farbe von Frühlingsblättern hatten, ein kräftiges, beinahe unnatürliches Grün. Seine Wangenknochen waren breit, das Kinn stark und kantig, als wäre es aus Marmor, und diese Lippen waren unmöglich voll, als sie sich zu einem langsamen, schiefen Grinsen verzogen und verrieten, dass er in der rechten Wange ein tiefes Grübchen hatte.

Shaun hatte Grübchen gehabt.

Mir stockte jäh der Atem, als der stechende Schmerz in meiner Brust, der immer mit Gedanken an Shaun einherging, mit der Schusswunde an meiner Seite um meine Aufmerksamkeit konkurrierte.

Der Blick aus diesen ungewöhnlichen smaragdgrünen Augen löste sich von mir und schoss zum oberen Ende der Treppe. »Sie lebt.«

Donnerwetter. Diese Stimme. Tief. Weich. Kultiviert. Lecker.

»Und sie starrt mich ausgesprochen komisch an. Irgendwie beunruhigend. Wie eine Soziopathin.«

Ich runzelte die Stirn.

»Wer ist es?«, erklang die andere Stimme, und ja, das war definitiv Harris. »Ich kann auf dem Monitor nicht erkennen, wer es ist, und ich hab meine Brille nicht auf.«

Ohne seine Brille sah Harris keinen halben Meter weit.

Diese grünen Augen schauten erneut in meine, und das Grinsen breitete sich weiter auf seinem Gesicht aus. Verdammt, er hatte tatsächlich einen kompletten Satz Grübchen. »Woher soll ich das wissen? Aber sie sieht irgendwie aus wie die Kleine aus dem Disney-Film in den schottischen Highlands. Du weißt schon, die mit den

richtig lockigen roten Haaren.«

Was. Zur. Hölle.

»Obwohl, sie hat wirklich hübsche blaue Augen.«

Obwohl. *Obwohl?* Als würde das die Tatsache wettmachen, dass ich krisseliges rotes Haar hatte wie eine Zeichentrickfigur.

»Scheiße«, sagte Harris. Seine Schritte dröhnten auf der Treppe. »Das muss Ivy Morgan sein.«

Echt jetzt? So erkannte man mich? Jemand sagte, ich sähe aus wie die Kleine aus *Merida*, und die Antwort lautete dann: »Oh, das ist Ivy.«

Ich musste mir sofort die Haare färben.

Moment mal, warum sah dieser Typ sich Disney-Filme an?

Grünauges Gesicht schwebte über mir, er hatte den Kopf schief gelegt, als er Harris zurief: »Sie blutet irgendwo am Bauch.« Er streckte die Hand aus. »Ich glaube, sie ist ...«

Das riss mich aus meiner Benommenheit, und ich schaffte es mit einem plötzlichen Energieschub, sein Handgelenk zu packen. Seine Haut war warm und glatt. »Fass mich nicht an«, presste ich heraus.

Er sah mir erneut in die Augen, und einen Moment lang bewegte er sich nicht. Mir fiel wieder auf, wie gut er aussah. Es kam nicht oft vor, dass man einen sterblichen Mann sah, dessen Schönheit es mit der eines Fae aufnehmen konnte. Dann zog er die Hand einfach weg, wich zurück und kniete sich auf die Stufe unter mir. »Nicht das, was ich sonst von Frauen zu hören kriege, aber dein Wunsch sei mir Befehl.«

Ich hätte die Augen verdreht, hätte ich mich nicht so darauf konzentrieren müssen, nicht doppelt zu sehen. »Das ist ... originell.«

Ein tiefes Lachen grollte in seinem Brustkorb, und er legte die Hände auf seine gebeugten Knie. »Was funktioniert, sollte man nicht ändern, ist mein Motto.«

»Geistreich«, keuchte ich und versuchte, mich auf den Stufen abzustützen.

»Ich würde das an deiner Stelle nicht tun«, bemerkte er. Sehr hilfreich.